

Gerd Reinhold

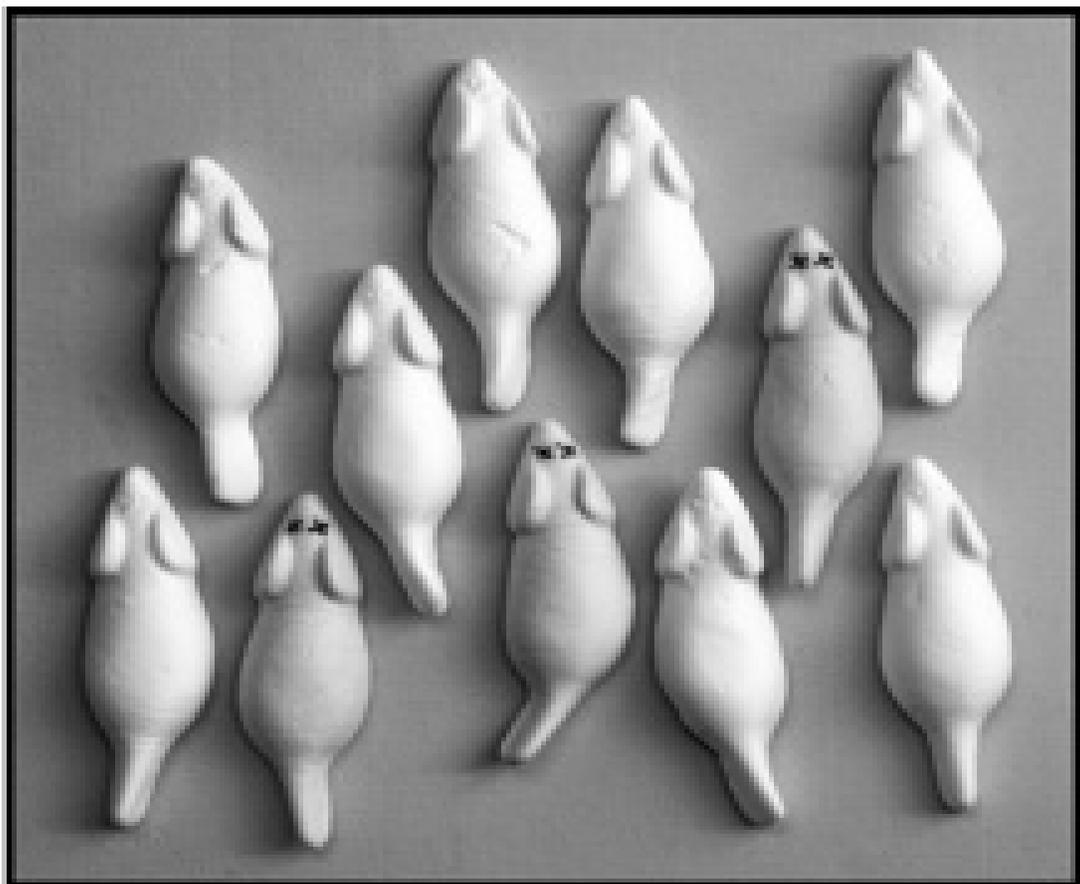
Von

Mäusen

und

Morden

Ein Schulkrimi



Gerd Reinhold

Von Mäusen und Morden

Ein Schulkrimi



Der Autor, Jahrgang 1951, war fünfunddreißig einhalb Jahre lang in Hamburg an einer Stadtteilschule, zwei Gesamtschulen und zwei Gymnasien als Lehrer tätig. Er unterrichtete in den Fächern Deutsch, Geschichte, PGW (Politik-Gesellschaft-Wirtschaft), Gemeinschaftskunde, Sozialkunde, Gesellschaft sowie in Ethik, Philosophie, Darstellendes Spiel und Medienkunde. Zudem war er zeitweise Fachleiter für Deutsch und für PGW und zuletzt Koordinator für die gymnasiale Oberstufe.

Er musste erst den Ruhestand erreicht haben, um diesen Roman als ein erstes Resümee seiner Erfahrungen schreiben zu können. Weitere können folgen.

Impressum

Texte, Graphik und Umschlaggestaltung:

© Copyright by Gerd Reinhold 2018

Verlag: Gerd Reinhold
Bebelallee 61a
22297 Hamburg
schulkrimi@gmail.com

Druck: epubli - ein Service der neopubli GmbH,
Berlin

Die vorliegende Handlung ist ebenso fiktiv, wie die darin handelnden Personen es sind. Jede Ähnlichkeit mit realen Geschehnissen und Personen wäre also rein zufällig.

Für Ähnlichkeiten mit realen Institutionen und Verhältnissen kann jedoch keine Zufälligkeit garantiert werden.

Wo fängt Kriminalität an?

Erst, wenn ein Mensch einer Sache, seiner körperlichen oder seelischen Unversehrtheit oder gar seines Lebens beraubt wird?

Oder auch schon, wenn ein Mensch sinnlos großer Anteile seiner Zeit beraubt wird?

Prolog



Als er die Tiefgarage betrat, lag ein Lächeln auf seinem Gesicht. Man hätte es vielleicht auch eher ein schiefes Grinsen nennen können, aber auf jeden Fall zeugte sein Gesichtsausdruck von einer satten guten Laune, und natürlich käme für ihn dafür die Bezeichnung »Grinsen« gar nicht in Frage; das war etwas für andere Menschen, für Proleten etwa oder anderes Gesocks, mit dem er sich nicht abgab. Sein Lächeln entsprach nur der üblichen Tatsache, dass er wie immer alles im Griff hatte. Möglicherweise oder vielleicht nur eventuell hätte es ja Dr. Peter Mausmann ein wenig die gute Laune verdorben, wenn ihm jemand gesagt hätte, dass er nicht mehr lange zu leben hatte. Aber bekanntlich erfährt man die wirklich wichtigen Dinge nur auf Nachfrage, wenn überhaupt. Jedoch weder auf dem Weg aus seiner Wohnung hier herunter in die Tiefgarage noch hier unten selbst traf er jemanden an, den er hätte fragen können, wenn er hätte wissen können, dass es eine solch wichtige Frage überhaupt zu stellen gab. Abgesehen davon, dass er sich keinesfalls die Blöße gegeben hätte, eine solche Frage zu stellen, natürlich.

Wie üblich zuckte er nur kurz zusammen, als hinter ihm die Stahltür ins Schloss schepperte, während er über den grauen Beton zum Stellplatz seines Wagens schritt. Die Tür

sanft hinter sich zu schließen, so dass sie nicht einen solchen Lärm veranstalten konnte, der die ganze hallenartige Garage durchdröhnte, wäre natürlich für ihn, Dr. Peter Mausmann, als Studiendirektor im Dienst der Hamburger Schulbehörde das vermeintlich führende Mitglied eines tatsächlich und wirklich gefürchteten Schulinspektionsteams, auch überhaupt nicht in Frage gekommen. Das war doch was für Weicheier, aber nicht für ihn!

Zielorientiert wie immer schritt Mausmann auf seinen Wagen zu, einen schwarzen Porsche Cayenne. Es war ihm einfach unmöglich zu bemerken, dass sich ein Schatten hinter einer der Säulen, die die Tiefgarage abstützen, löste und ihm folgte. Leise und unhörbar für jemanden wie ihn, der ohnehin selbstzufrieden in sich ruhte und andere Menschen nur dann wahrnahm, wenn er sich bewusst auf sie fokussierte. Der Schatten war kleiner als Mausmann, so dass er sich für diesen auch nicht im hochglanzpolierten Lack des Wagens spiegelte, weil er in gerader Linie hinter Mausmann blieb.

Dieser hatte gerade erst seine Reisetasche hinten in dem Kofferraum des Porsche verstaut, daneben seine schicke Laptoptasche gelegt, hatte die Heckklappe wieder zufallen lassen und war an der linken Seite des Wagens zur Fahrertür gegangen, als ihm der erste Schuss aus der schweren Walther P38 mit donnerndem Getöse die rechte Schulter durchschlug und ihn wider Willen herumwirbelte, seinem Angreifer frontal direkt gegenüber. Der jedoch war völlig ver mummt, und die Pistole hatte schon eine ganze Weile durchgeladen und entsichert in seiner Hand gelegen, bereits als er noch als Schatten hinter der Säule lauerte, bis Mausmann endlich die Tiefgarage betrat.

So unvermittelt und unerwartet sich dieser auch mit seiner klaffenden Wunde in der Schulter dem angreifenden Schatten gegenüber sah, blieb ihm dennoch keine Zeit sich zu wundern, als schon der zweite Schuss auf ihn abgefeuert wurde. Diesmal waren seine Weichteile oder jedenfalls der

untere Bauchbereich das Ziel, was ihm nun die Beine wegriss, so dass er vor seinem glänzenden SUV eine absolut ungewollte, weil doch irgendwie unterwürfige Sitzhaltung einnehmen musste. Doch lange konnte er sich nicht über diese ungewohnte Ignoranz gegenüber seinem Willen ärgern, weil ihn Schuss Nummer drei nun in die andere Schulter traf.

Eigentlich hätte ihm ja klar sein müssen, dass die in ihm jetzt aufkeimende Angst um die Unversehrtheit seines Wagens hinter ihm ob dieses Beschusses irgendwie nicht völlig rational sein konnte, aber noch bevor ihm diese Einsicht dämmerte, traf ihn schon der vierte Schuss ins rechte Knie, so dass von diesem Gelenk wegen der Kürze der Entfernung, aus der gefeuert wurde, verbunden mit der ihm eigenen Wucht eines Parabellum-Geschosses im Kaliber neun Millimeter, nicht viel übrig blieb.

Nun aber wurde es Mausmann doch zuviel und ihm blieb gar nichts anderes übrig, als endlich bewusstlos zu werden. Aber bevor er solcher Art ins Dunkle gelangte, ohne daraus jemals wieder hinaus zu kommen, und bevor die restlichen Schüsse Nummer fünf bis acht der Walther die Sache endgültig karmachten, konnte sich Mausmann mit bereits erheblich getrübttem Blick noch über eine Beobachtung betreffend seinen Mörder wundern:

Mann, was hat der denn für kleine Füße ...!

Nur kurze Zeit, nachdem Mausmann neben seinem doch erheblich beschädigten Statussymbol ungefragt sein Leben hatte aufgeben müssen, und als nach dem Verhalten des letzten der acht Schüsse wieder eine friedliche Ruhe in der Garage eingekehrt war, verließ ein blauer Mini Cooper in recht hohem Tempo den Ort des Geschehens. Die Harman Kardon-Hifi-Lautsprecher in ihm gaben dabei *Born under a bad sign* von CREAM in hoher Qualität und Lautstärke wieder. Anschließend wurde es wieder sehr still in der Garage, so als wäre gar nichts gewesen. So, wie es war, bevor Mausmann sie laut mit der Stahltür scheppernd betreten hatte.

1. Kapitel

Montag, 11. April

Noch 100 Tage bis zu den Sommerferien



1.

Wie jede Schulwoche in diesem Schuljahr begann auch diese schon mit Stress, denn wenn man montags erst zur zweiten Stunde kam, konnte das nur stressig werden. Erst zur zweiten Stunde kommen zu müssen, verhiess zwar, etwas länger schlafen zu können am Montag, einem Tag, an dem das wertvoller war als an jedem anderen Tag der Woche, aber dieses Quantum Antistress wurde doch zumeist gleich wieder aufgeessen durch die Notwendigkeit, einen Parkplatz zu finden.

Die Peter-Ustinov-Schule im »Wilden Osten« Hamburgs war im vergangenen Jahrzehnt kontinuierlich vergrößert und erweitert worden, nur ihr Parkplatz nicht. Das hatten die Planer entweder schlicht vergessen, dass eine vergrößerte Schule auch mehr Parkplätze benötigt, oder sie hatten es kalt lächelnd ignoriert und sich über die dadurch entstehenden Einsparungen im Kostenrahmen gefreut. Vielleicht war es sogar der grassierenden politischen Formel von der »Fahrradstadt Hamburg« geschuldet, dass die Schule jetzt nicht genügend Parkplätze für ihr aus allen möglichen Stadtteilen anreisendes Personal bot. Konnte es denn tatsächlich jemanden geben, der die Vorstellung pflegte, dass es Menschen geben kann, die sich morgens früh aufs Rad schwingen, durch die ganze Stadt radeln und sich anschließend dem Energieverlust durch Horden unerzogener Kinder wildfremder Leute aussetzen, um am Nachmittag, am Spätnachmittag unter Umständen, wieder mit dem Rad nach Hause zu fahren? Und das nicht nur an einem Tag der Woche, sondern montags bis freitags jeden Tag? In welchem Wolkenkuckucksheim musste man leben, um so etwas für realistisch halten zu können, und war in diesem Heim vielleicht noch ein Plätzchen frei?

In den allermeisten Hamburger Schulen beginnt der Unterricht morgens um acht Uhr mit der ersten Stunde. Genauso auch an der Peter-Ustinov-Schule. Manche

Unterrichtsstunden begannen aber auch schon kurz nach sieben Uhr am Morgen und nannten sich dann auch »Nullte Stunde«. Nomen est Omen, was den durchschnittlichen Lehr- und Lernerfolg solcher Stunden anbelangt, aber um alle vorgeschriebenen Unterrichtsstunden in eine Schulwoche quetschen zu können, musste es eben solche »Frühstunden«, wie sie auch genannt wurden, ebenso geben wie solche am späten Nachmittag einiger Tage.

Am Montag gab es diese »Frühstunden« an der Peter-Ustinov-Schule jedoch nicht, so dass an diesem Wochentag niemand das Glück hatte, garantiert einen der wenigen Parkplätze vor allen anderen als Belohnung dafür zu bekommen, dass man sich im Dienste der allgemeinen Volksbildung praktisch die Nacht um die Ohren geschlagen hatte. Aber gegen acht Uhr füllte sich der Parkplatz rasant, denn die meisten der anreisenden Lehrerinnen und Lehrer hatten ihren Dienst mit der ersten Stunde zu beginnen. Wer dann erst später zu kommen brauchte, zur zweiten Stunde oder noch später, hatte praktisch keine Chance mehr auf einen schuleigenen Parkplatz. Erst wenn man ganz spät mit dem zu beginnen hatte, was mit dem Euphemismus »Unterricht« bezeichnet wurde, zur vierten oder fünften Stunde etwa, entspannte sich die Parksituation wieder etwas, weil dann manche der früher Gekommenen für diesen Tag ihre Unterrichtsverpflichtung bereits schon wieder hinter sich hatten und zu ihren heimischen Arbeitsplätzen strebten, so dass einzelne Parkplätze von ihnen frei gemacht wurden.

Hieronymus Bosch aber hatte beinahe so etwas wie Glück am heutigen Morgen, denn er fand einen freien Platz für seinen Wagen nur etwa dreihundert Meter vom Schuleingang entfernt in der Straße, die vorbeiführte.

Mit seinem fünfhundert Jahre alten Namensvetter verband Hieronymus Bosch so etwas wie eine Hassliebe. Einerseits mochte er dessen Kunst, vor allem die apokalyptischen Massenszenen, andererseits verurteilte er ihn als üblen Usurpator seines Namens. Er bestand nämlich darauf, dass

er, der Fünfundertjährige, ihm, dem im zwanzigsten Jahrhundert Geborenen, den Namen gestohlen hatte. Ob und inwieweit diese Einschätzung logisch war oder überhaupt nur sinnvoll, interessierte ihn schlicht nicht. An diesem Punkt hatte die Logik Pause und nichts zu suchen. Deshalb, wegen der Namensgleichheit, begann er jede namentliche Vorstellung seiner Person für gewöhnlich mit dem entsprechenden Hinweis auf den diebischen Charakter seines berühmten Namensvetters für den Fall, dass sein Gegenüber, dem er sich namentlich vorstellte, über das entsprechende Maß an abendländischer Bildung verfügte, um den namensgleichen Künstler kennen zu können. Meist war das nicht der Fall, und Schülern gegenüber konnte Hieronymus Bosch bereits seit einigen Jahren auf die Erläuterung zu seinem Namen verzichten.

Aus ganz ähnlichen Gründen schallte ihm aus der Schülerschaft auch schon seit Langem seines beruflichen Kürzels »HB« wegen der Spruch nicht mehr entgegen:

»Greif´ lieber zum HB, dann geht alles wie von selbst!«

Früher hingegen kam das schon gelegentlich vor, dass man ihn mit diesem geringfügig angepassten Zitat aus einer Zigarettenwerbung hochzunehmen versuchte, was dann immer anders als bei dem dabei als Vorbild dienenden »Hb-Männchen« der Trickfilmwerbung dazu führte, dass Hieronymus Bosch erst richtig »in die Luft« ging, aber inzwischen hatte sich der Spaß erledigt. Wer kannte denn noch das »Hb-Männchen«?

Jedenfalls mussten seine Eltern bei der Entscheidung für seinen Vornamen damals gehörig einen in der Krone gehabt haben, glaubte Hieronymus Bosch, auch wenn sie vielleicht die Kunst des Namens usurpators verehrt hatten. Für ihn gehörte sein Vorname in die Kiste mit der Aufschrift:

Was ich meinen Eltern nie verzeihen kann.

Zumal sie ihm auch keinen zweiten Vornamen gegönnt hatten, auf dessen Verwendung er sonst standardmäßig hätte ausweichen können. Zum Glück für ihn las er überhaupt keine Kriminalromane, nicht nur, weil er sie

schlicht für »überkandidelt« hielt, also zu realitätsfern, sondern vor allem, weil er fand, dass das Leben auch so genug Aufregungen für ihn bereithielt. Anderenfalls hätte er sich bestimmt deutlich darüber aufregen müssen, dass ein US-amerikanischer Krimiautor ihm ebenfalls seinen Namen »geklaut« hatte für seinen polizeilichen Ermittler Hieronymus »Harry« Bosch.

Jetzt, da wir unseren Hieronymus Bosch schon ein wenig kennen gelernt haben und zuversichtlich sein dürfen, ihn noch besser kennen zu lernen oder sogar vertraut mit ihm zu werden, dürfen wir uns darauf beschränken, ihn nur noch mit seinem so ungeliebten Vornamen zu nennen, wie das ja auch andere tun, die niemals so vertraut mit ihm sein werden wie wir.

Nachdem Hieronymus seinen Wagen in die Parklücke bugsiert hatte, natürlich vorwärts mit zügigem Überrollen des Bordsteins, schließlich war sein Auto ja eigentlich geländegängig, stieg er aber nicht sofort aus, sondern hörte sich erst noch *Once In Your Life* von IDLEWILD zu Ende an:

»Life waits over the hill, over the hill ...«

Soviel Zeit musste einfach noch sein, denn unterwegs auf der Fahrt hörte man des Lärms wegen, den der Wagen verursachte, ja kaum etwas von der Musik.

Hieronimus hörte trotzdem unterwegs immer nur Musik vom Band, niemals Radio, denn für den allgemeinen »Dudelfunk« hatte er nichts übrig. Musik soll ja das Schmerzempfinden dämpfen, hatte Hieronymus einmal gehört. Er hielt sie deswegen für ideal für Leute seines Berufsstandes und war der Meinung, dass es sie auf Rezept geben sollte. Das ihn tagsüber ständig begleitende Gebrüll, Geschrei und Gekreische durchdrang die Wände, brachte sie zum Zittern, es drang ein in jeden Gedanken und vergiftete ihn genauso wie jedes im Raum gesprochene Wort.

Bei Hieronymus` geländegängigem Wagen handelte es sich um einen Lada Niva, der aber nicht wie der in Wolfgang Herrndorfs Roman »tschick« eine hübsche hellblaue Farbe hatte, sondern seiner war in einem aufheiternden Grau. Ob

aschgrau, steingrau, mausgrau, bleigrau oder sonst ein Grau ließ sich jedoch nicht genau bestimmen. Hieronymus Bosch hatte das Fahrzeug gebraucht von der Witwe des Vorbesitzers erworben, welcher ihn wegen seines Suizids nicht mehr verwendete. Ob bei dessen Depressionen, die letztlich zu seinem Selbstmord geführt hatten, das aufmunternde Grau des Lada eine Rolle gespielt hatte, ließ sich ebenfalls nicht mehr wirklich genau bestimmen. Da es sich um einen Psychotherapeuten gehandelt hatte, konnte es sein, dass die Wagenfarbe die therapeutischen Fähigkeiten seines Besitzers überstrapaziert haben mochte. Natürlich wollte Hieronymus wegen der immerhin möglichen Rolle des Autos in der unglücklichen Biografie seines Vorbesitzers dieses eigentlich längst umlackieren lassen, in ein heiteres Schwarz zum Beispiel. Außerdem hatte er den bei abendlichem Herbstnebel in einer ihm unbekanntem Gegend abgestellten Wagen schon zweimal erst bei Tageslicht am nächsten Tag wiederfinden können. Aber bisher hatte er es schon jahrelang bei der Absicht belassen, und derzeit war ja auch gerade Frühling und mit herbstlichem Nebel nicht unbedingt zu rechnen. Stattdessen hatte er dem Wagen ein Cassettenradio samt einer ordentlichen Lautsprecheranlage verpassen lassen. Nur literarisch interessierte Schüler oder solche, die sich zwangsweise im Deutschunterricht einmal mit dem Herrndorf-Roman hatten beschäftigen müssen, sprachen Hieronymus gelegentlich auf sein Auto an. Meist mit der Frage, ob das denn auch wirklich ein Lada Niva sei, denn natürlich konnten sie sich ein solches Auto nur in hellblau vorstellen.

Aber auch Hieronymus' Haupthaar war bereits deutlich angegraut, und obwohl er glaubte, mitten im Leben zu stehen, hatte er doch bereits das Alter erreicht, bei dem sich junge Referendarinnen schwer taten mit dem kollegialen Du.

2.

Hieronymus verließ schließlich seinen Wagen, schloss ihn sorgfältig ab und strebte dem Eingang der Schule zu. Es wurde jetzt auch höchste Zeit, denn wie immer musste er vor seinem Unterricht das Eine oder Andere als Klassensatz kopieren, was er am letzten Wochenende ausgebrütet hatte. Zum Glück lief er jetzt, kurz vor der Zweiten Stunde, nicht mehr so sehr Gefahr, unter die Räder der zahlreichen »Hubschrauber-Eltern« zu geraten, die ihre »Premium-Kids« die wenigen Meter von zuhause bis zur Schule fahren mussten. Hier, im »Wilden Osten« Hamburgs, verhielten sich die Eltern da nicht anders als in anderen Stadtteilen, nur dass hier als rollendes Statussymbol nicht allradgetriebene Kleinpanzer dienten, sondern möglichst luxuriöse Limousinen der Mittel- oder Oberklasse. Vor der ersten Stunde konnte das fußläufige Erreichen des Schuleingangs zu einem Überlebenstraining ausarten, da war man auch auf dem Bürgersteig nicht sicher, zumal dort die Fahrräder der Schüler zahlreich ihren Weg suchten.

Hieronymus trug heute sein dunkelblaues, nicht mehr so neu aussehendes Cord-Jackett mit einem gemusterten Hemd darunter zu Jeans unbekannter Provenienz und schwarzen, ledernen Halbschuhen. Aber was heißt »heute«? Wer ihn kannte, konnte sich nur schwer vorstellen, ihn selbst an einem Strand in Südeuropa oder in der Karibik anders gekleidet zu sehen als in einem dunkelblauen, nicht mehr so neu aussehenden Cord-Jackett mit einem gemusterten Hemd darunter zu Jeans unbekannter Provenienz und schwarzen, ledernen Halbschuhen, auch wenn der Rest der Menschheit dort gerade in dürftigster Badebekleidung unterwegs sein sollte.

Hieronymus unterrichtete gefühlt schon seit einigen Jahrhunderten an der Peter-Ustinov-Schule, die sich selbst verharmlosend als PUS abkürzte, weshalb sich irgendwann vor Urzeiten einmal die Schüler den noch viel mehr

verharmlosenden und vielleicht gerade deshalb immer wieder von einer Schülergeneration zur nächsten tradierten Kosenamen »Pussies« gegeben hatten, die Fächer »Deutsch, also auch Geschichte«, wie er selbst bei Gelegenheit immer wieder gern einen seiner Lieblingsautoren, nämlich Günter Grass, zu zitieren pflegte. Hinzu kamen noch die Fächer PGW und Gesellschaft.

Nicht Eingeweihte werden sich zwar unter den beiden erstgenannten Fächern Deutsch und Geschichte etwas vorstellen können, auch wenn das mit größer werdendem Abstand zur eigenen Schulzeit immer weniger dem entspricht, was es in der Gegenwart bedeutete, aber vielleicht nicht bei den beiden letztgenannten Fächern. PGW stand für das Unterrichtsfach »Politik, Gesellschaft, Wirtschaft« und existierte an einer Stadtteilschule, um welche es sich bei der Peter-Ustinov-Schule ja handelte, nur in der gymnasialen Oberstufe. Es bezeichnete nach aktueller Nomenklatura lediglich das genauer, was früher unter dem Begriff »Gemeinschaftskunde« firmieren durfte, von manchen auch gehässig »Gemeinplatzkunde« oder, schon zutreffender, »Gemeinheitskunde« genannt.

Das Fach Gesellschaft erfreute stattdessen die Schüler zuvor in der Mittelstufe und war ein Konglomerat aus den Disziplinen Geschichte, Politik, Soziologie und Geografie. Ein staatlich organisierter Dilettantismus, denn es gab praktisch keine Unterrichtskraft, die in all diesen vier Wissenschaften gleichermaßen ausgebildet war, weshalb immer eine bis mehrere davon entweder vernachlässigt oder lediglich autodidaktisch unterrichtet wurden. Böse Geister vermochten hinter diesem geplanten Dilettantismus sogar politische Absicht zu vermuten, weil damit zwar formal umfassende politisch-sozial-ökonomische Bildung angeboten wurde, diese aber nur halb gebildete und deshalb relativ bequem politisch steuerbare Staatsbürger hervorbrachte. Aber natürlich dachten nur wenige und nur politisch Verwirrte so.

Der heutige Stundenplan versprach Hieronymus fünf Unterrichtsstunden Arbeitsfreude, von der Zweiten bis zur Sechsten Stunde. Anschließend würde er seinen Fluchtinstinkt aber noch eine Zeitlang unterdrücken müssen, denn dann musste er noch Zensuren und Fehlzeiten für einen seiner beiden Oberstufenkurse in einen Schulcomputer abladen, weil am folgenden Tag der »Eintragungsschluss« dafür bis »High Noon«, zwölf Uhr mittags, angesetzt war, er das dann deshalb nicht mehr nach Unterrichtsschluss erledigen konnte und nicht in den Pausen mit den »Last-Minute-Kollegen« um einen Platz an den Rechnern konkurrieren mochte.

Das Lehrerzimmer, das er anstrebte, war eines von zweien, über die die Peter-Ustinov-Schule verfügte, eins im alten Gebäude an der Straße und eins im Neubau genau gegenüber über den Innenhof hinweg. Dieses Gegenüber hatte den Vorteil, dass man von dem einen Lehrerzimmer aus nicht unbedingt immer in dem anderen anrufen musste, um zu erfahren, ob sich dort jemand Bestimmtes aufhielt, sondern oft konnte man es über den Hof hinweg auch einfach schon sehen. Neben dem alten Lehrerzimmer, mit diesem durch eine für gewöhnlich offen stehende Doppeltür verbunden, befand sich ein Arbeitsraum mit Computern und den beiden großen Druckern, wo Hieronymus noch rasch seine Materialien für den kommenden Unterricht vervielfältigen wollte.

Als er die Treppe in den ersten Stock hinter sich gebracht hatte, die bereits mit einigem Müll verziert war, stand er nun vor der geschlossenen Tür zum Lehrerzimmer. Diese wies weder eine Klinke noch einen Knauf oder ein Schloss auf, um sie öffnen zu können, sondern nur einen drehbaren Metallzylinder von etwa drei Zentimetern Durchmesser und ungefähr fünf Zentimetern Länge. Er war Bestandteil eines elektronischen Schließsystems und wurde mit einem »Pieper« bedient, das heißt entsperrt, welchen jede Lehrkraft in Form eines kleinen Diskus im Miniformat aus Plastik mit sich führte. Und wehe, wenn sie das nicht tat, die

Lehrkraft, weil sie das Ding zum Beispiel zuhause vergessen hatte! Dann erst wurde ihr richtig klargemacht, wie viele Türen in der Schule ihr verschlossen sein konnten und auch blieben, sofern nicht zufällig gerade jemand in der Nähe war, der schließtechnisch aushelfen konnte. Nicht auszudenken, was passierte, wenn die Batterie in dem Gerät einmal leer sein würde! Auch ein Besuch der Toilette war dann nur noch mit Begleitung möglich.

Drückte man jedoch den »Pieper« im Normalfall des Vorhandenseins auf seinen gummiüberzogenen Schaltknopf in der Mitte und hielt ihn in die Nähe von besagtem Metallzylinder, so gab dieser ein kaum oder in Gegenwart von mehr als zwei Schülern schon nicht mehr hörbares Piepen von sich - daher der Name - und zeigte damit dem Benutzer an, dass das jeweilige Türschloss nun für einige Sekunden entsperrt sei, und man die Gelegenheit nutzen könne, die jeweilige Tür mittels eines mehr oder weniger beherzten Drehens des Metallzylinders zu öffnen. Natürlich durfte man es sich auch anders überlegen und das Drehen bleiben lassen, worauf nach den genannten Sekunden ein erneutes Piepen des Zylinders zum Ausdruck brachte:

Gut, dann eben nicht.

Zudem zeigte das neuerliche Piepen an, dass der vorherige Zustand wiederhergestellt war, als wäre nichts geschehen, als hätte sich niemand der Tür jemals genähert, als wäre man gar nicht da gewesen. Es handelte sich also um einen echten technischen Fortschritt, denn ein rein mechanisches Schloss muss man ja erst wieder abschließen beziehungsweise das Drehen eines Schlüssels rechtzeitig abbrechen, wenn man das Betreten eines Raumes oder das Verlassen eines solchen spurlos abbrechen möchte.

Leider war der Metallzylinder, welcher sich nicht nur in der Peter-Ustinov-Schule, sondern auch in anderen Schulen Hamburgs an den Türen epidemisch verbreitet hatte wie Grippeviren, aber sehr glatt, weil er keinerlei den Fingergriff unterstützende Beschichtung oder Strukturierung aufwies, so dass es bei Türen, deren Schließmechanismus aufgrund

physikalischer Veränderungen etwas schwergängig war - einem der Temperatur geschuldeten, aber nicht sichtbaren geringfügigen Verziehen des Türblatts zum Beispiel - zu Öffnungsschwierigkeiten der Tür kommen konnte.

Und eine ebensolche Tür hatte Hieronymus mit der des Lehrerzimmers nun vor sich, und seine Finger rutschten mehrfach ab von dem glatten Metall, so dass er die Tür innerhalb der Sekundenspanne, die ihm die Technik gönnte, zunächst und auf Anhieb nicht aufbekam. Das Phänomen der Schwergängigkeit dieser Tür war natürlich nicht neu, sondern schon länger bekannt, aber schulische Mühlen mahlen noch etwas langsamer als andere lahme Mühlen, so dass der Herr Hausmeister leider noch keine Zeit hatte finden können, an diesem Missstand etwas zu ändern.

Hieronymus piepte und drehte mehrfach ohne Erfolg, was sogleich zu einem kleinen Stau vor der Tür führte, denn natürlich war er nicht der Einzige, der gerade jetzt das Lehrerzimmer betreten wollte. Die Erste Stunde war vorüber oder jedenfalls großzügig betrachtet so gut wie, und Kollegen kamen aus den Klassen, um vor der zweiten Stunde in einem anderen Fach und einer anderen Lerngruppe ihre Materialien auszutauschen, kurz auf den Vertretungsplan zu blicken, jemandem kurz eine dringende Information zukommen zu lassen wie zum Beispiel:

»Du, der Dings ist heute wieder nicht da.«

Vielleicht auch nur, um die Mails und SMS zu checken, die zwischenzeitlich eingetroffen sein konnten, oder sich kurz an einer Stelle zu kratzen, an der zu kratzen man sich vor der letzten Lerngruppe nicht getraut hatte, und so weiter und so fort.

Es waren zwei Kollegen, die die Türöffnungsversuche von Hieronymus interessiert, aber ungeduldig hinter seinem gebeugten Rücken verfolgten, der Kollege Moritz von Richtofen, »beinahe verwandt oder verschwägert« mit dem berühmten Fliegerass aus dem Ersten Weltkrieg, wie er bei passender Gelegenheit beiläufig gern erwähnte, und vielleicht auch des Namens wegen schon länger

befreundet mit Hieronymus, sowie die Kollegin Ella Schmitt, eine Mittelblonde mittleren Alters in mittlerer Größe und auch mit mittlerer Attraktivität, die erst seit wenigen Jahren in den Fächern Deutsch und Religion an der Peter-Ustinov-Schule tätig war. Bei jeder sich bietenden und passenden oder auch unpassenden Gelegenheit pflegte sie zu betonen, dass ihr Name mit »Doppel-T« geschrieben werde (also nicht so wie gewöhnlich).

Der Kollege von Richtofen hatte das Aufsuchen des Lehrerzimmers für SMS, Mails und ähnliches nicht nötig (vielleicht aber für das Kratzen), denn als digitaler Nerd, der er war, hatte er keinerlei Hemmungen, seine diversen »digital devices« auch während des Unterrichts vor den Augen der Schüler zu benutzen, wobei ihm sein Unterrichtsfach Informatik ein schwaches Alibi lieferte, und war deshalb immer, also zu jeder Zeit und überall, allerbestens informiert über jegliches Geschehen in der Welt, sofern es sich in Twitter, Facebook, WhatsApp und so weiter oder in irgendwelchen Newsfeeds wiederfinden ließ. Und so schallte es in dieser Türöffnungssituation aus ihm heraus:

»Hab´s grad´ erst gelesen, endlich hat jemand `mal dem Mausmann das Licht ausgeblasen, ihn abgemurkst - und aus die Maus!«

Diese knappe und zu der gegebenen Situation wenig passende Bemerkung zeigte nicht nur, dass der Sprecher offenbar kaum Sympathie für das genannte Opfer aufbrachte, sondern setzte auch gewissermaßen eine sofortige Art von Kettenreaktion in Gang. Der Kollegin Schmitt fielen plötzlich alle Gegenstände, die sie in Händen hielt, aus denselben, so dass etliche Arbeitsblätter, zwei Lehrbücher und eine kleine Tasche ihren Weg nach unten fanden und den Fußboden schmückten, der noch relativ sauber am Montagmorgen, aber sonst von der üblichen zweckmäßigen Hässlichkeit war. Und während der Kollege von Richtofen sich der Kollegin hilfreich sich bückend und aufsammelnd zur Seite hockte, gelang es Hieronymus

endlich, die Tür zum Lehrerzimmer zu öffnen, so als ob die Mitteilung des Kollegen einem »Sesam öffne dich!« gleich gewirkt hätte.

Dadurch konnten auch die anderen beiden Kollegen anschließend nach ihm endlich ins Lehrerzimmer gelangen. Der Kollege von Richtofen mit leicht errötetem Gesicht, vermutlich, weil eine solche Betätigung wie die von eben den Gipfel dessen darstellte, was er an Sport sich zuzumuten bereit war, und die Kollegin Schmitt erkennbar blasser als sonst im Gesicht unter ihrem mittelblonden Scheitel, vermutlich, weil ihr das doch eigentlich grundlose Versagen der Kräfte in den Händen peinlich war.

Doch davon bekam Hieronymus schon nichts mehr mit, als er zielstrebig in den Nebenraum mit den Druckern eilte, und so blieb die frische Information des Kollegen von Richtofen zunächst ohne Nachfragen und wurde in hintere Regionen des Hirns abgelegt, um sie später bei passender Gelegenheit wieder hervorkramen zu können.

3.

Diese Gelegenheit, sich an die Neuigkeiten zu erinnern, ergab sich rascher als gedacht, nämlich schon in der nun folgenden Unterrichtsstunde Deutsch in einem Kurs aus Zehntklässlern. Nachdem man »oben« die organisatorische Differenzierung des Unterrichts nach zwei Leistungsniveaus wenigstens in den sogenannten Kernfächern vor einigen Jahren abgeschafft hatte, hatte man »unten« alsbald merken müssen, dass es weniger Schüler wurden, die am Ende von Klasse Zehn höhere Leistungsniveaus erreichten und deswegen den Weg zum Abitur in der Oberstufe antreten durften.

Da hatte wohl irgendetwas mit der sogenannten Binnendifferenzierung im Unterricht nicht so funktioniert, wie man sich das an den Schreibtischen und in den Konferenzräumen der Schulbehörde vorgestellt hatte. Wie denn auch, wenn von dort keine brauchbaren Hilfen kamen für den Anspruch, zwischen dem Leistungsniveau und Arbeitswillen von absoluten Dumpfbacken und denen von begabten und strebsamen Jugendlichen in demselben Unterricht derselben Unterrichtsstunde als Unterrichtender differenzierend aktiv sein zu können? Mit noch einigen Zwischenstufen nötiger Differenzierung, versteht sich. Klar, es gab mittlerweile Lehr- und Lernwerke mit jeweils drei Anspruchs- und Leistungsniveaus pro Aufgabenstellung für einige Fächer, aber deren Differenzierung bildete die Realität so gut und genau ab und wurde ihr damit ebenso gerecht, wie das Foto einer Schule von außen das offenbaren konnte, was in ihr vorging.

Einige Hamburger Schulen hatten deshalb die äußere Leistungsdifferenzierung in den sogenannten Kernfächern bei ihrer Organisation von Lerngruppen klammheimlich wieder eingeführt. Die Namensgebung solcher Kurse, rekrutiert aus mehreren Klassen, war noch nicht abgeschlossen, sondern eine noch offene Frage, aber für

den Deutschkurs von Hieronymus hatte sich der irreführende Name »Turbokurs« eingebürgert, weil in ihm alle diejenigen Schülerinnen und Schüler aus allen Klassen des Jahrgangs lernten, die am Ende der neunten Klasse die offizielle Prognose schriftlich erhalten hatten, dass sie bei gleich bleibender Entwicklung am Ende der Klasse Zehn voraussichtlich den MSA, den »Mittleren Schulabschluss« erreichen könnten. Einen früher so bezeichneten »Realschulabschluss« oder die »Mittlere Reife« gab es offiziell nicht mehr - zur aktuellen Bildungspolitik gehörte ja auch, die Hoheit über die Sprache zu behalten. Irreführend war die Bezeichnung »Turbokurs« deshalb, weil man dann ja ebenso gut von »Turbo« sprechen könnte, wenn man bei einem Kleinwagen während der Fahrt die angezogene Handbremse löst, denn er bleibt ja trotzdem ein Kleinwagen. Nachdem die Schüler in Hieronymus' Kurs bereits ihre schriftlichen Prüfungen für den MSA mit mehr oder weniger Erfolg hinter sich gebracht hatten, standen ihnen zum Erreichen dieses Ziels noch die ergänzenden mündlichen Prüfungen in den drei sogenannten Kernfächern Deutsch, Englisch und Mathematik bevor. Auf die Deutschprüfungen hatte Hieronymus seine Schüler derzeit vorzubereiten. Thema der Prüfungen sollte der Roman »Das Feuerschiff« von Siegfried Lenz sein.

Drei der Schüler hatten Hieronymus zu Beginn der Doppelstunde mitgeteilt, dass sie seinen Unterricht sofort verlassen müssten, weil sie bei der Kollegin Sittmann, der Abteilungsleiterin der Mittelstufe, noch eine Klassenarbeit nachzuschreiben hätten. Weil Hieronymus diesbezüglich nicht vorab informiert worden war, hatte er versucht, die Aussage der Schüler bestätigt zu bekommen, bevor er sie entließ, aber Anke Sittmann hatte er in ihrem Büro nicht vorgefunden, und niemand, den er getroffen hatte, hatte ihm sagen können, wo sie abgeblieben war. Demnach war ihm nichts anderes übrig geblieben, als den drei Schülern zu vertrauen und darauf, die entsprechende Information der

Kollegin wenigstens im Nachhinein zu bekommen (was tatsächlich eintreten würde).

Nachdem die Schüler etwa zehn Minuten nach Beginn des Unterrichts bereits zur Ruhe gekommen waren - es gab ja immer so viel, was man sich noch zu sagen oder zu fragen oder zu kommentieren hatte, waren dann schließlich die meisten von ihnen mit den Arbeitsmaterialien zu dem Roman beschäftigt, die ihnen Hieronymus in der vorangegangenen Woche gegeben hatte. Einige lasen aber offensichtlich noch die Erzählung selbst, obwohl das bereits Aufgabe über die Märzferien gewesen war. Andere wiederum waren mit den Arbeitsmaterialien bereits fertig, für diese vor allem hatte Hieronymus vor der Stunde ergänzendes Material erstellt. Er hoffte, in den folgenden Stunden dann mit möglichst allen Schülern deren Ergebnisse zu den Materialien besprechen zu können. Insoweit »business as usual« für Hieronymus.

Was ihn jedoch plötzlich innerlich zusammenfahren ließ, war die jetzt erst registrierte Tatsache, dass Max anwesend war. Dessen notorische Verspätungen beschränkten sich zwar inzwischen zumeist auf die erste Stunde eines Tages und kamen nicht mehr so oft noch in der zweiten oder einer noch späteren Stunde vor, aber dennoch erstaunte seine heutige Anwesenheit Hieronymus. Max wurde von den meisten so genannt, auch von Hieronymus, einige Freunde nannten ihn auch Leo nach seinem zweiten Vornamen und andere, die ihn aus Gewohnheit mobbten oder einfach nur nicht leiden konnten, nannten ihn »Mäuschen«, denn er hieß mit vollem Namen Maximilian Leonard Mausmann und war der Sohn aus zweiter Ehe dessen, von dessen Ableben Hieronymus soeben zwischen Tür und Angel erfahren hatte. Max sah mindestens zwei Jahre älter aus als seine Mitschüler im Jahrgang, war aber in Wirklichkeit nur ein gutes Jahr älter als der Durchschnitt und hatte bereits eine bewegte Schulkarriere hinter sich. Da Hieronymus sein Klassenlehrer in der 10e war, wusste er davon.

Eigentlich hatte Hieronymus nach der chaotischen Todesbotschaft von kurz zuvor annehmen dürfen, dass der Sohn des Ermordeten nicht gerade heute das Bedürfnis verspüren könnte, am Unterricht teilzunehmen. Andererseits wusste Hieronymus aber auch, dass Max nicht mehr zuhause, sondern in einer betreuten Wohngemeinschaft lebte. Konnte es daher sein, dass Max vom Tod seines Vaters noch gar nicht erfahren hatte? Sollte Hieronymus ihn darauf ansprechen, ihm kondulieren oder lieber noch nicht? Wie würde Max hier in der Unterrichtssituation auf die Nachricht reagieren, wie würde sich Hieronymus richtig verhalten können im Falle, dass Max es noch nicht wusste bisher? Er war vielleicht heute ein bisschen blasser im Gesicht als sonst ohnehin immer, aber das konnte ja auch Folge eines exzessiven Wochenendes sein.

Hieronymus vermochte es aber im Moment nicht, seine Überlegungen länger fortzusetzen oder ihnen sogar eine Entscheidung für sein Verhalten abzurufen, denn plötzlich ging die Tür zum Klassenraum auf und Lukas Lee Lennox, genannt Luke, betrat die Arena. Für diesen war das Anklopfen an eine Tür von außen vor dem Betreten eines Raumes eine völlig fremde Verhaltensform und so setzte er seinen Weg durch die Klasse zu einem Regal an der hinteren Wand auch zielstrebig, aber ohne Eile und wortlos fort, wie es ihm als einem »Jedi-Ritter« ja auch gebührte. Er fand auf seinem lässigen Gang durch den Raum sogar noch die Zeit, sich kurz im Schritt seiner hellgrauen Jogginghose zu kratzen, obwohl ihn die mittig unter dem Bauch hängende Gürteltasche dabei etwas behinderte. Eigentlich überflüssig zu ergänzen, dass er jegliches Klischee noch zusätzlich damit bediente, dass seinen Kopf über dem T-Shirt mit einer schwer zu entziffernden Textbotschaft eine Baseballkappe mit dem Schirm im Nacken zierte.

Es war auffallend still geworden in der Klasse, nur die leise vor sich hin quietschenden Gummisohlen von Lukes Converse-Ersatz-Latschen ergaben das beinahe einzige

Geräusch. Einige Schüler sahen Hieronymus erwartungsvoll an, aber der dachte an:

»There are many here among us who feel that life is but a joke« von BOB DYLAN in *All Along the Watchtower*.

Ihm war ohnehin schon klar, dass wieder einmal ein NvG, ein »Normen verdeutlichendes Gespräch«, mit Luke fällig war. Glücklicherweise gehörte Luke ja nicht in Hieronymus' Klasse 10e, und auch deshalb beschloss dieser in diesem Moment, besagtes Gespräch nicht gerade jetzt unmittelbar anzustreben, sondern später bei einer anderen Gelegenheit, zum Beispiel bei der nachfolgenden Pausenaufsicht im Hof. Außerdem versprach sich Hieronymus von diesem NvG nicht wirklich viel. Luke würde ihm aufmerksam zuhören, jedenfalls die ersten zehn Sekunden lang, danach würde sein Blick abschweifen, seine Augen, in denen nichts an Ausdruck zu finden sein würde, würden sich ein interessanteres Ziel suchen, an das sie sich heften konnten. Abschließend würde er in seiner reduzierten Sprache beteuern, dass er es künftig besser machen wolle, um bereits nach wenigen Schritten, die er sich danach würde entfernen dürfen, das Vorgefallene und das soeben erst Versprochene wieder zu vergessen.

Nachdem Luke den Klassenraum mit seinen Sachen aus dem Regal, die zu holen er entweder beschlossen hatte oder von einer anderen Lehrkraft beauftragt worden war, ebenso stringent wie unantastbar als »Jedi-Ritter«, der gerne auch wirklich »Skywalker« anstatt nur Kollinghoff heißen würde, wieder verlassen hatte, blieb von der Unterrichtsstunde sowohl zeitlich als auch von der Arbeitsdisziplin her nicht mehr viel übrig. Allerdings hatte Hieronymus, der durch den Klassenraum pendelte, um den Schülern bei ihren Aufgaben zu helfen, aber auch um sie in ihrem Tun zu kontrollieren, mit Mina, einer Schülerin »mit Migrationshintergrund«, wie es inzwischen politisch korrekt hieß, dabei war sie eigentlich lediglich in Afghanistan geboren worden, noch ein sehr erfreuliches Gespräch über Doktor Caspari, einen der Protagonisten aus dem »Feuerschiff«. Mina fand dessen

Charakter in seiner verzweifelten Widersprüchlichkeit, wie sie es nannte, viel authentischer und damit überzeugender als Kapitän Freytag, dessen gradlinige Prinzipientreue sie »Sturheit« nannte. Hieronymus versprach sich daher eine interessante Fortsetzung ihres Gesprächs in der mündlichen Prüfung in einigen Wochen und das sagte er Mina auch, die daraufhin strahlte, als könne sie sich auf diese Prüfung jetzt sogar ein bisschen freuen.

4.

Bei seiner Pausenaufsicht in der folgenden Zweiten Großen Pause im Innenhof der Schule ergab sich für Hieronymus doch keine Gelegenheit, mit Luke zu sprechen. Der mochte vielleicht nicht der intelligenteste sein, hatte aber wohl doch genug Instinkt, sich nach seinem Auftritt von eben erst einmal nicht bei Hieronymus blicken zu lassen. Auch Max war nirgendwo zu sehen, so dass sich für Hieronymus zunächst die Frage erledigte, ob und wie er ihn auf den Tod seines Vaters ansprechen sollte.

Der Innenhof der Schule, auf dem Hieronymus jetzt als Aufsicht patrouillierte, wurde im Süden von dem alten dreistöckigen Schulgebäude mit dem Haupteingang begrenzt, dem Gebäude, in dem das »alte« Lehrerzimmer lag und der Klassenraum der zehnten Klasse, in dem Hieronymus zuvor seine heutige erste Unterrichtsstunde hatte. Im Norden des Hofes, dem alten Schulhaus genau gegenüber, stand der Neubau - mit ebenfalls drei Stockwerken und in etwa gleicher Grundfläche der architektonische Gegenpart zum alten Gebäude, in welchem die Jahrgänge Zehn bis Dreizehn bespaßt wurden, während im Neubau, der wie der Altbau auch Fachräume und ein Lehrerzimmer beherbergte, die Jahrgänge Sieben bis Neun aufbewahrt wurden. Im Westen der gesamten Anlage schloss sich zunächst südlich am Altbau eine kleine ebenerdige Halle an, die sowohl als Aula für Veranstaltungen als auch als Aufenthaltsraum für die Schülerschaft bei »Regenpausen« oder am Nachmittag genutzt wurde. Nördlich davon auf der Westseite des Geländes befanden sich parallel zueinander die beiden erdgeschossigen Reihen von miteinander verbundenen Klassenräumen mitsamt eigenen Gruppenräumen und Sanitärräumen für die Jahrgänge Fünf und Sechs.

Wiederum nördlich davon und somit westlich vom Neubau hatte man zwei doppelgeschossige Container mit insgesamt

vier Unterrichtsräumen für die IVK, die »Internationalen Vorbereitungsklassen«, aufgestellt. Ursprünglich war dort ein Areal mit Spiel- und Bewegungsmöglichkeiten für die fünften und sechsten Klassen, aber das musste eben (natürlich) »nur vorübergehend und für eine kurze Dauer« dafür weichen, dass man die Flüchtlingskinder auf den Regelschulbesuch vorzubereiten hatte. Das Schulsprecherteam hatte das sofort eingesehen, denn das bestand nur aus Schülern der Oberstufe, und im Schülerrat war der Protest der Vertreter aus der »Orientierungsstufe«, der fünften und sechsten Klassen also, wieder einmal nur ziemlich unbeeindruckend verhält. Somit hatte es neuerlich eine frühzeitige politische Orientierung für die »Orientierungsstufe« gegeben.

Provisorien wie die Unterrichtscontainer pflegten in Hamburg allerdings meist länger Bestand zu haben als ursprünglich geplant, und so werden vielleicht Archäologen in der Nachbarschaft der noch immer betriebenen Container dereinst einmal die Reste der übrigen Schule ausgraben.

Im Osten wurde das Schulgelände nördlich von der dominanten Sporthalle abgeschlossen, welche für normale Menschen auch als Bezirkssporthalle fungierte, weshalb es für diese Außenstehenden besonders praktisch war, dass sich südlich von ihr gleich der erwähnte unterdimensionierte Schulparkplatz anschloss, zu dem die Zufahrt schlauchartig an dem kleinen Wohnhaus samt Gärtchen des Hausmeisters vorbei in der südöstlichen Ecke führte. Umhegt wurde das gesamte Schulgelände von einem soliden, jedoch an einigen Stellen schon seit Langem beschädigten und damit durchlässig gemachten Maschendrahtzaun, der im Süden an die Straße grenzte und im Westen dafür sorgen sollte, dass die kleineren Schüler nicht in das vorbei plätschernde Bächlein stürzen und ertrinken konnten, hinter dem ein Siedlungsgebiet der Stadt wucherte. Im Norden und im Osten trennte der Zaun das Schulgelände hingegen vorläufig noch von einem mit Kleingärten.

Sportanlagen für Freiluftsport besaß die Schule nicht, für diesen musste man ungefähr zwei Kilometer zum nächst gelegenen Sportplatz hinter sich bringen, was sich für Einzelstunden Sport aber nicht lohnte.

Die Hofaufsicht in den beiden Großen Pausen hatte jeweils nur eine einzige Lehrperson zu bewältigen, was den Schülern natürlich die willkommene Gelegenheit gab, sich bei Bedarf irgendwohin zu verkrümeln, zum Beispiel zwischen die beiden Klassenraumschläuche der »Orientierungsstufe«. Hieronymus hätte, so gesehen, also während seiner Aufsicht recht gut über die Mitteilung des Kollegen Richtofen nachdenken können, aber das funktionierte trotzdem wieder nicht, weil es noch genügend Schüler gab, die sich nicht irgendwohin verkrümelten, um Unsinn oder Verbotenes zu tun, sondern die sich in aller Öffentlichkeit und damit für Hieronymus unübersehbar stritten, jagten, prügeln oder etwas von ihm wollten, und sei es auch nur, weil sie sich gerade langweilten. Oder eben etwas Verbotenes taten wie etwa gegen die Hausordnung zu verstoßen.

Ganz besonders beliebt als Verstoß gegen diese war da natürlich das Verbot der Handynutzung. Zwar war die Nutzung von Handys durch Schüler am Schulvormittag mittlerweile nicht mehr pauschal verboten, so viel hatte man ja inzwischen schon dazugelernt als Schule, aber ziemlich einschränkend und dezidiert geregelt war sie schon. Viele Schüler hielten sich nicht an diese Regeln, weil sie sie entweder ihrer Komplexität wegen noch nicht verstanden hatten oder weil sie sie schlicht nicht interessierten. Regeln? Das ist doch höchstens ein Vorschlag, und damit bin doch nicht ich gemeint, oder? Und so kam es, dass Hieronymus im Laufe dieser Pausenaufsicht fünf Handys einkassierte und in den Taschen seines Jacketts verstauen musste. Eigentlich hätte er insgesamt sogar dreizehn dieser Geräte konfiszieren können, aber zum einen hat man als Pausenaufsicht ja auch noch etwas anderes zu tun und zum anderen vermochte er nicht so viele Apparate